



Ans Wabl (Hg.)

Die Verschränkung von Kunst und Nachhaltigkeit

INHALT

I	EINFÜHRUNG ANS WABL	5
1.	Die wissenschaftliche Linie: Eine Entwicklung	5
2.	Kunst und Gesellschaft: Ein Blick zurück	9
3.	Kunst und Gesellschaft: Ein Blick voraus	11
II	VON DER ZWEITEN ZUR DRITTEN INDUSTRIELLEN REVOLUTION ANS WABL	19
1.	Eine kulturgeschichtliche Annäherung	19
2.	Über den Begriff »Nachhaltigkeit«	22
3.	Zurück zum Ursprung: Auf den Spuren von Hans Carl von Carlowitz	23
4.	Biosphärenbewusstsein	24
5.	Lernen als zutiefst soziale Erfahrung	25
6.	Von der Neuentdeckung von Raum und Zeit	26
III	KUNST ANS WABL	28
1.	Die Entwicklung eines Dialogs zwischen bildender Kunst und Wissenschaft	28
2.	Was ist Kunst? Die Sprache des Herzens?	30
3.	Der Mensch als Ort der Bilder	31
4.	Die Künstlerische Inspiration in Veränderung begriffen	32
5.	Die Krise der Repräsentation in der Kunst	33
6.	Kultur und Kontingenz	33
IV	DAS DRITTE PARADIES ANS WABL	34
1.	Michelangelo Pistoletto und seine wegweisende Vorreiterrolle in Wien	34
2.	Cittadellarte – Fondazione Pistoletto	34
3.	»Terzoparadiso« – Über die Entstehung eines Zeichens	35
4.	»Lumpenvenus« – Eine Ikone des Recycling	36
5.	Arte Povera vs. Futurismus	37
6.	Künstlerisches Teilen	37
7.	Kunstaktivismus	38
V	EIN »KLANGBILD« DER ZEIT: »WAS DIE GESELLSCHAFT WISSEN SOLL«	
	Eine Interviewreihe von Ans Wabl mit Nachhaltigkeitsexpertinnen und -experten	39
1.	Interview mit Alexandra Abensperg-Traun	39
2.	Interview mit Hermine Hackl	42
3.	Interview mit Alfred W. Strigl	46

VI	DIE BEDEUTUNG DES UMGANGS MIT GELD	
	Geld schenken – Menschen Handlungsfreiheit ermöglichen	
	Alexandra Abensperg-Traun	53
VII	NACHHALTIGKEIT	
	Leises Prinzip mit Zukunftswirkung	
	Hermine Hackl	56
VIII	KUNST UND NACHHALTIGKEIT – EINE BEDINGUNG	
	Kunst und ihre radikal-essenzielle Rolle im Wandel der Welt zur Nachhaltigkeit	
	Alfred W. Strigl	58
	BLICK NACH ÖSTERREICH	73
	Emmerich Weissenberger	75
	Nora Ruzsics	96
	Sarah Bildstein	102
	BLICK NACH HOLLAND	107
	Maarten Vanden Eynde	109
	Maartje Korstanje	126
	BLICK NACH NEW YORK	131
	Niki Lederer	133
	KÜNSTLERINNEN UND KÜNSTLER	142
	ENDNOTEN	143
	DANK	148
	VERZEICHNIS DER WICHTIGSTEN VERWENDETEN LITERATUR	149

»Es ist Zeit, die Zeit zu wechseln.«

Emil Breisach

I EINFÜHRUNG Ans Wabl

1. Die wissenschaftliche Linie Eine Entwicklung

Ich komme aus Amsterdam. Meinen ältesten Bruder habe ich nie gesehen.

Den Hungerwinter 1944/45 hat der Dreijährige überlebt. Er war mit meinen Eltern untergetaucht im Parterre der Tanzschule an der Keizersgracht, wo sie sich kennengelernt hatten. Er durfte keinen Ton von sich geben, nicht singen. Mein Vater wurde gesucht. Der gezwungene Arbeitseinsatz für den Kriegsdienst in Berlin hatte den holländischen Freigeist provoziert. Eines Tages war er einfach aufgestanden und nach Hause gegangen. Das Glück der Befreiung 1945 war von kurzer Dauer. Hinter dem Rücken des Vaters hatte sich das Unvorstellbare abgespielt. Bei einer Radtour durch Amsterdam mit dem Sohn auf dem Gepäckträger holte das Unglück ihn ein. Ein Bein meines Bruders kam zwischen die Speichen, hinterließ eine klaffende Wunde. Auf Blutvergiftung folgte rasch der Tod.

So wurde mein Geschichtsbewusstsein geweckt. Das jährliche Totengedenken der Opfer des Zweiten Weltkrieges am 4. Mai war für mich in der Volksschulzeit wie der Geburtstag und die Ankunft des Heiligen Nikolaus im Hafen von Amsterdam ein *besonderer* Tag. Es bestanden aber gravierende Unterschiede im Grad des Besonderen. Geburtstage waren irgendwie lustig und fanden im Familien- und Freundeskreis statt. Der Besuch des Heiligen Nikolaus war nicht lustig, denn er kam nicht. Die Mutter war zu Hause. Für bestimmte Anlässe machte sie sich zurecht. Sie malte ihr Gesicht mit Ruß schwarz an, erhob drohend ihre Stimme und mit der Rute in der Hand fuchtelnd gab sie uns Kindern eine Darbietung des schwarzen Piets, die saß.

Totengedenken war etwas Apartes, offenbar etwas für mich. Im Familienkreis rührte sich nichts. Es herrschte Beklemmung. Mich als Einzige trieb es ins Freie. Ich brauchte mich nur ein paar Schritte zu entfernen und der bloße Himmel gehörte mir. Da waren meine Wolken, meine Bekannten. Das war aber nicht das Besondere, wonach ich Ausschau hielt. Ich kannte die Wolken, die ließen mich nicht im Stich. Mein Platz in der Gesellschaft, mich in Verhältnis bringen zu einer Größenordnung von Belang, das beschäftigte mich, das bewegte mich. Das große Unbekannte forderte mich heraus. Mein Standort während des Totengedenkens war kaum der Rede wert, ein schlichter Balkon, ganz der schmucklosen Formensprache der Randstadtreihenhäuserarchitektur gehorchend. Ganz auf mich allein gestellt zu sein bot mehr, einen interessanten Faktor. Meine aufs Äußerste angespannten Sinne ermöglichten mir eine Laborsituation. Die Sensation ließ nicht lange auf sich warten. Sobald sich beim Totengedenken die Schweigeminute feststellen ließ, geschah etwas Überraschendes mit meiner Wahrnehmung. Ich war eine ehrgeizige Schülerin, aber die außerschulischen Vorzüge der ungestörten Konzentration hatten es in sich. Ich spitzte die Ohren und hörte die Stille. Stille, das war ein Aha-Erlebnis der Extraklasse. Das Besondere war, dass ich mich im akustischen Raum augenblicklich zurecht fand. Ich sah niemand, ich hörte niemand, aber ich kannte mich aus. Die Überzeugung, da sind Menschen, die tun alle gleich, ich tue es auch, also ich bin ein Mensch, stellte sich ein. So kam ich zu meinem ersten Befund, aus eigener Erfahrung entstanden. Ich fühlte mich geborgen. Keiner wusste es, keiner fragte nach, ich schwieg.

Ein Jahrzehnt später war ich gezwungen, eini- ges zu revidieren an meinem Menschenbild. Vor Randalen und Revolten in den 1970er-Jahren in Amsterdam konnte man nicht davonlaufen. Es handelte sich um ein massives kollektives Ereignis ohne Zufluchtsmöglichkeit. Es war wie im Krieg, alle betroffen. Kaum hatte ich das humanistische Gymnasium erfolgreich abgeschlossen, verstand ich die Welt nicht mehr. Von Fragen wurde ich belagert, deren Herkunft ich nicht verstand. War es mein Irrtum, der unter der erdrückenden Beweislast ächzte? Waren es die anderen, die das Gleiche taten? War es die Uniformierung, die krachte? Auf einmal bestand ein dringender Appell zu Wachsamkeit, der sogar meinen wachen Geist überforderte. Zustand über Zustand, die Zustände raubten mir den Schlaf. Ohne Himmel, ohne Wolken, auf das Unterste hinunterreduziert, das führte die Menschheit in den Kulturschock. So kam ich zu meinem zweiten Befund, aus eigener Erfahrung entstanden.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Befund war es allerdings zu einer dramatischen Verunsicherung in der Wahrnehmung gekommen, mit der Konsequenz der Entfremdung. Aufständisches Hand in Hand mit Gewaltbereitschaft, das war ein unerträgliches Übermaß an akustischen und visuellen Reizen, da verging mir Hören und Sehen. Ich wusste nicht mehr, ob meine Wahrnehmung meine Wahrnehmung war. Amsterdam war infrage gestellt.

Am Vertrautesten war mir noch die verkehrte Welt meiner Kindheit. Nicht, dass es sich wie ein Zufluchtsort anfühlte, aber wenigstens bekannt. Mein Großvater mütterlicherseits war ein Friese. Er war auf Arbeitssuche nach Holland gekommen. Als Unternehmer machte er keine halben Sachen. Holland musste trockengelegt werden. Störrisch wie er war, beharrte er auf seiner friesischen Herkunft. Niemand verstand ihn. So kam ich zur Zweisprachigkeit. An dieser Stelle ist es notwendig, eine einschränkende Bemerkung zu machen. Übersetzungen gab es nie. Keine Frage-Antwort, weder auf Niederländisch noch auf

Friesisch, nicht einmal das Brettspiel bestand Ende der 1950er-Jahre, oder wir hatten in der Verwandtschaft keines.

Mein Interesse an der Zweisprachigkeit wurde über Umwege geweckt. Man wollte mir als kleines Kind einreden, dass Amsterdam fast zur Gänze auf einem Wald aufgebaut war. Mein Opa, der jahrein jahraus Löcher bohrt, der Bäume in den Boden stampft, das glaubte ich einfach nicht. Ich dachte nicht an einen sondierten Boden, nicht an einen hydraulischen Hammer, nicht an einen Kran, nicht an eine Arbeiterschaft. Mir kam lediglich mein Lieblingsbild in den Sinn. Es war ein zärtliches Gefühl. Der rosarote Baum. Ich sah ihn vor meinem inneren Auge. Wie er hieß, wusste ich nicht. Ich erinnerte mich aber genau. Es war nicht irgendein Baum. Es herrschte keine Dunkelheit. Es war einfach mein Baum, ich hatte ihn mit eigenen Augen blühen gesehen. Kein Beweis, kein Fotonachweis, zum Herzeigen war nichts da. Mein Vorstellungsvermögen war alles, meine ganze Sicherheit. So kam ich auf mein Geheimnis. Ich trug eine Kindheitserinnerung an dichtem Blütenprachtbewuchs auf Ästen in mir, ein Gefühl von Wachstumsschüben. Niemand konnte mir meinen Schatz wegnehmen. Die Anlagen begannen sich zu rühren.

Keiner wusste es. Keiner fragte nach. Ich schwieg.

Ich war Mitte zwanzig und spürte allmählich die Rückkehr der Inspiration. Vor lauter Aufregung verlor ich monatelang meine Stimme. Als der Forschergeist wieder erwachte und sich unmissverständlich zu erkennen gab, da war kein Halten mehr. Ich kündigte meine Stelle im Schuldienst. Das war ein Pro-forma-Akt, den wahren Befreiungsschlag hatte ich schon hinter mir. Alle Dämme brachen, als mich in Amsterdam der ferne Ort und die Sehnsuchtslandschaft synchron riefen. So kam ich auf mein erstes großes Ziel. Grenzland. Das Südsteirische Weinland war mir als ferner Horizont bereits bekannt. Um an den sicheren Hafen

der Ehe glauben zu können, bedurfte es Anfang der 1980er-Jahre einiges an Fantasie. Kaum war ich aus meinem Kokon ausgebrochen, bekam meine Wissensbegierde Richtung. Mensch unter Menschen. Das war meine Prägung aus Kindertagen, die hatte ich mir beim Totengedenken geholt.

Im neuen, ländlich geprägten Kulturkreis stellte sich meine ausgesprochene Liebe zur deutschen Sprache von Anbeginn weg als dringend notwendiger Startvorteil heraus. Ich war bereit, alles und jeden zu verstehen. Frei wie ein Vogel fühlte ich mich fast in meinem Element. Bäume gab es, ganze Wälder voll. Alle wollten ans Licht und alle hatten einen Namen. Der deutsche Sprachraum war groß, vergleichsweise riesig.

Einige Details am Rande seien erwähnt. Mit Deutsch kam eindeutig Bewegung in mein Leben. Friesisch wäre für mich als Zweitsprache nicht infrage gekommen. Der Tonfall hatte meinen Gehörgang nie erreicht, vielleicht untergegangen, als mir Hören und Sehen verging.

In deutscher¹ Sprache war der Resonanzraum wohlklingend, vermittelte das Gefühl von Intaktheit, wie mein Evergreens pfeifender Vater, auf und ab. Unter sechs Sprachen war Deutsch die Sprache meiner Wahl gewesen. Eins, zwei, drei, nach lernen und lehren endlich Praxis. Meinen Baum vergaß ich nicht. Wie könnte ich meine Sicherheit aufgeben?

Gäbe es nicht die Naturgesetze, die Anziehungskraft, die Grammatik, die Syntax, man könnte auf zwingende Zusammenhänge zwischen Verstand, Verständnis und Verständigung glatt vergessen. Es gibt im Leben auch Pendelbewegungen. Wenn das Pendel kräftig ausschlägt, dann gibt es nur noch das Eine. Eines Tages erlebte ich die größte Überraschung meines Lebens, den Appell einer Institution an meine Person. Ich begrüßte das Unerwartete wie das Natürlichste der Welt. So landete ich auf der Universität. Das war eine Begegnung der anderen Art nach einer langen Durststrecke. Verstellte

Zugänge, Hindernisse, Prügel vor den Füßen, es gab nur noch Weg. Wie in der Sonne geschmolzener Schnee, so fühlte sich die Vergeistigung an.

Mein Hauptfach war Kunstgeschichte. Meine Wahrnehmung war meine Wahrnehmung. Das Studium brachte mir einen Etappensieg von positiven Ergebnissen, Aha-Erlebnissen und in weiterer Folge Erkenntnissen. Eine meiner wichtigsten Erkenntnisse betrifft die Kunst.

Das unsichtbare Bild ist das teuerste.

Das 21. Jahrhundert läutete bekanntlich ein neues Zeitalter ein. Aufbruchstimmung war in der Luft. Auch ich arbeitete intensiv an meiner Zukunft, konkret an einer wissenschaftlichen Publikation über die südsteirischen Landschaften des Malers Gerald Brettschuh. Beim Durchforsten von Fachliteratur entdeckte ich das Referat: »Natur und Kunst. Gestern – heute – morgen« des österreichischen Kunsthistorikers Werner Kitlitschka von 1987. Es geht um folgende Passage, die wegweisend sein sollte:

»Lassen etwa das Versickern der einst so großartigen Landschaftsmalerei und das derzeitige Unvermögen, eine neue, zeitgemäße Gartenkunst zu finden und weiterzuentwickeln, auf eine unabänderliche Trennlinie zwischen Natur und Kunst schließen? ... Wären über die bereits geschehenen künstlerischen Auseinandersetzungen mit der von schweren Problemen heimgesuchten Natur und Umwelt hinaus nicht weitere bewusstseinsverändernde künstlerische Aktivitäten notwendig, »Ökologische Kunst« gewissermaßen? Sollte und müsste nicht neben allen anderen Fähigkeiten und Kräften der Mensch seine künstlerische Begabung zur Bewahrung dieser Erde und ihrer ökologischen Systeme einsetzen?«

Als ich mir die bohrenden Bemerkungen und in die Zukunft projizierte Gewissensfragen nach mehrmaligem Lesen wieder und wieder vor Augen führte, kam ich mit einem Satz von meinem Sitz zum Ste-

hen. Da standen meine intimsten Gedanken, meine tiefsten Überzeugungen vor mir und schauten mich unvermittelt an. Was ich in meinen kühnsten Träumen nicht zu träumen gewagt hatte, widerfuhr mir völlig unerwartet. Der Augenblick der Wahrheit trat plötzlich in mein Leben, schwarz auf weiß, es bestand kein Zweifel. Es war ein überwältigendes Erlebnis von einer Lichtintensität, die ich so noch nicht erlebt hatte. Dass die Lektüre eines Buches auch als eine Begegnung der anderen Art zu klassifizieren wäre, konnte ich anfangs nicht glauben. Das Ereignis zwang mich zu tiefgründigen Überlegungen. War das mein Baum? Was war passiert? In meiner Rolle als Wissenschaftlerin fühlte ich eine irritierende Ambivalenz, einerseits eine Form von Bestätigung, andererseits eine formlose Verpflichtung. Ich wusste keinen Rat. Ich ließ die gesellschaftliche Problematik Baum sein, die Lösungsansätze Vision, die Zufallsentdeckung meine Sicherheit. Wie immer ich es drehte, ich war einfach begeistert. Für meine Publikation von 2011 verfügte ich über ein Zitat mit Aktualitätswert, ein Kernzitat von verheißungsvoller Qualität. Keiner wusste es, keiner fragte nach, ich schwieg. Es gab keinen dritten Befund in der Reihe. Ende 2012 begann sich ein Versprechen einzulösen. Entwicklungen in steirischen Kunst- und Kulturkreisen ließen sich eindeutig identifizieren. Sie ließen sich nicht aufhalten. Causa prima, der Anfang der Ansage zeigte Konsequenzen. So kam ich auf mein Latein.

Was ich mit meinen Ausführungen soweit bezweckt habe, wird nun kurz zusammengefasst: Ich wollte meine wissenschaftliche Linie ins richtige Licht stellen. Ich zeigte Verhältnisse und Querbeziehungen auf, verband Persönliches mit Öffentlichem über Grenzen hinweg, mit der Absicht, das Denken in nationalen Farbanordnungen zu unterlaufen.

So unverhofft wie der prüfende Blick ins Buch und die Lektüre bestimmter Formulierungen meine stärkste Triebfeder gelöst hatten, genauso unerwartet brachte mich die Rezeption von bestimmten

Kunstwerken in die entsprechende Startposition. Eine gewisse Fragestellung, meine, die mich über Jahre nicht losgelassen hatte, war letztlich der Auslöser, der mich zu der gesuchten Größenordnung von Belang in Verhältnis brachte:

Inwieweit können Kunst und Kunstwissenschaft gemeinsam einen globalen Auftrag zur nachhaltigen und sensiblen Nutzung unserer ökologischen Ressourcen erfüllen?

Durch Zufall und mit Glück kam ich meinem gesellschaftlichen Thema auf die Spur. Dass es mir bei der leidenschaftlichen Spurensuche heiß unter den Füßen geworden war, ist im Nachhinein betrachtet eine logische Folge. Mit den in Gang gebrachten Entwicklungen erwies sich der Impuls fortzusetzen als ungebrochen. Meine Vorliebe für die angewandte Wissenschaft mit Nähe zur Praxis manifestierte sich als ausgeprägt.

Wie die Wolken aus meiner Kindheit – so lässt sich die Projektphase umschreiben – schwebte mir der positive Niederschlag in Buchform ständig vor Augen, definierte mein immer größer werdendes Ziel und stellte die für mich denkbar anspruchsvollste Herausforderung dar. Man weiß ja vorher nicht, wie ein angefangenes Unternehmen ausgeht! Über die Kommunikation machte ich mir keine Gedanken, die gewissenhafte Vorgehensweise gehört zur wissenschaftlichen Arbeit dazu oder zu den Richtlinien, zu denen man sich als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler verpflichtet. Nie im Leben hätte ich aber angenommen, dass bei der Leiter des Gewissens so viele Sprossen nachzulegen waren. Die Überzeugung allein hätte nie die Kraft zuwege gebracht, die für das Gelingen des Buchprojektes notwendig war, von der Rolle des Vertrauens beim Durchhaltevermögen ganz zu schweigen. Wie differenziert Paarungen auf dem warmen Weg der Wahrnehmung, wie ich meine Methode nennen möchte, zu Kooperation und Teamarbeit führten, ist vielleicht den im Buch mitgebundenen Schwingungen zu entnehmen.

Die geschätzten Leserinnen und Leser sollen sich, wenn sie wollen, auf die diversen Spannungsfelder einlassen. Sie oder er wird bei der Schwelle einer Zeitenwende abgeholt und in eine Welt geführt, wo Neudefinitionen in den Bereichen von Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft vorgestellt werden. Es wird die Möglichkeit einer gegenwärtigen Zeugenschaft geboten: Die Morgendämmerung einer neuen globalen Bewegung, deren Thema die Notwendigkeit ist, das Fundament für eine empathische Zivilisation und ein Biosphärenbewusstsein zu legen. Man wird im Buch immer wieder der Zahl Drei begegnen, Zufall oder nicht. Die Drei als Zahl gilt in fast allen Kulturen als eine *besondere* Zahl. Mit Drei beginnt die eigentliche Mehrzahl. In den Phänomenen der Natur trifft man auf starke Symbolik:

Drei Zeiten der einen Zeit:
Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft.
Drei Phasen in jedem Prozess:
Anfang – Verlauf – Ende.
Drei Aggregatzustände aller Materie:
fest – flüssig – gasförmig.
Drei Primärfarben, woraus alle Farben abgeleitet werden: Rot – Blau – Gelb.
Drei Dimensionen im Raum:
Höhe – Breite – Tiefe.
Drei »gefährdet« Elemente der einen Welt:
Boden – Wasser – Luft.²

Am Cover zeigt sich die Zahl Drei zum ersten Mal.

2. Kunst und Gesellschaft: Ein Blick zurück

Die Tatsache, dass über die Jahrhunderte hinweg Kunst von Künstlern in Ateliers geschaffen wurde, lässt Atelierkunst als einfache Schlussfolgerung nicht zu. Seitdem sich die Wegbereiter der Moder-

Wenn die Erde eher wie ein lebender Organismus aus Schichten ökologischer Beziehungen funktioniert – diese Sichtweise bildet sich in der Wissenschaft derzeit heraus –, dann hängt unser Überleben davon ab, dass wir uns alle um das Wohlergehen des globalen Ökosystems bemühen, zu dem wir gehören.

Mit diesem Pfeifton im Ohr ließ ich mich im Zuge der kunstwissenschaftlichen Arbeit von den Forschungen im Sehraum und im Hörraum des US-Medientheoretikers Marshall McLuhan inspirieren und vor allem motivieren. So sind Medien als Rekonstruktion, als Modell einer biologischen Fähigkeit zu betrachten, welche die menschlichen Anlagen über sich hinausführt:

Das Rad ist die Ausdehnung des Fußes, das Buch ist die Ausdehnung des Auges, die Kleidung ist die Ausdehnung der Haut, der elektronische Stromkreis ist die Ausdehnung des zentralen Nervensystems. McLuhans Theorien zufolge wird jedes Medium bis zum Gipfel seiner wirbelnden Stärke gesteigert und besitzt damit die Macht, den Menschen in den Bann zu schlagen.

Wenn die Medien zusammenwirken, können sie unser Bewusstsein derartig verändern, dass ganze Universen neu in der Sinnenwelt unserer Psyche entstehen.³

ne in Paris vor ca. hundertfünfzig Jahren aus herrschaftlichen Verhältnissen befreiten, mit Konventionen brachen, Selbstbestimmtheit im Künstlertum an die Stelle von Bevormundung setzten, definie-

ren Künstler ihren Status in der Gesellschaft freischaffend im Alleingang oder im Gruppenverband immer wieder aufs Neue. Einfache Denkmuster und Kürzel haben es schwer, seit das Leben kompliziert geworden ist. Für den eigenständigen Weg gab es in der Moderne keine Vorgaben. Der Sprung ins Ungewisse bleibt auch dem Gegenwartskünstler nicht erspart.

Mit dem gigantischen Befreiungsschlag in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich, der die Kunstauffassung aus den Nebeln der abbildenden, illusionsschwangeren Malerei führte, sind die Namen großer Künstler, Paul Gauguin, Paul Cézanne, Vincent van Gogh, George Seurat, untrennbar verbunden und haben sich als Sternstunde ins Gedächtnis nachfolgender Künstlergenerationen eingebrannt.

Es bedurfte einer bürgerlichen Revolution, um einen von Selbstbewusstsein strotzenden Eduard Manet einen Satz verlaublich zu lassen:

»Ich male das, was ich sehe, und nicht das, was Andere zu sehen belibien.«

Eine beträchtliche Portion Mut war nötig, um krasse Ausschnitte aus dem Gesellschaftsleben direkt und unverblümt auf der Leinwand zu verbildlichen. Für die benötigte Ausdauer – es mangelte an Ausstellungsräumen und Präsentationsflächen – genügte das Beträchtliche längst nicht mehr. Jahrelang waren Manet und seine gleichgesinnten Künstlerkollegen der Lächerlichkeit preisgegeben und mussten Skandalen trotzen. Die Macht der Kunst sollte Manets epochalen Satz legendär werden lassen.

Es bedurfte einer industriellen Revolution, um Claude Monet zu echter Entrüstung zu bringen:

»Ich habe kein Atelier, ich brauche kein Atelier, die Natur ist mein Atelier.«

Mit den neuentwickelten Farbtuben tat der Künstler sich leicht, in der Natur unterwegs zu

sein und »au plein air«, unter freiem Himmel, zu malen. Der stärkste Impuls für die Wiedergabe der ersten Impression von Licht und Atmosphäre in der Malerei kam von Monet. Aus dem Titel des Gemäldes »Impression – soleil levant«, die Darstellung eines Hafens im Nebel bei aufgehender Sonne von 1873, leitete ein Kunstkritiker die abschätzig gemeinte und von den Künstlern anfangs ungeliebte Bezeichnung »Impressionismus« ab. Getöse und Geschrei von Seiten eines verständnislosen Publikums trugen ihren Teil zur abwertenden Kritik bei.

Seit der Romantik fand die Loslösung des Künstlers von verschiedenen Abhängigkeiten in einem kontinuierlichen Prozess statt. Im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts wird in der abstrakten Kunst der Bruch mit einem der Grundprinzipien der abendländischen Malerei, dem Abbildungscharakter, radikal vollzogen. Die Kritik an dem tradierten Kunstbegriff wird sehr deutlich erkennbar im Dadaismus, eher »Anti-Kunst« denn Kunstrichtung.

Auch der Künstler Joseph Beuys, der »Schamane und Magier des Technikzeitalters«, knüpft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an diesen Prozess an. Er ignoriert sein deutsches Umfeld, wenn es ihm vorschreiben will, was Kunst ist oder sein soll, entwickelt seinen Kunstbegriff unabhängig von dem der Gesellschaft.

»Das Ende des 20. Jahrhunderts« ist der Titel einer Rauminstallation von 1983⁴, die eindringlich auf die Krise der Menschheit im Zeitalter von auf Massenproduktion ausgerichteten Ökonomien mit auf Wettbewerb abgestimmten Instrumenten eines brutalisierenden Markts hinweist.

44 Basaltblöcke sind zu einer monumentalen Raumsulptur am Boden ausgebreitet. Der Titel der Installation verleitet dazu, in dieser eine Endstation ohne Umkehr zu sehen. Zahlreiche Gedanken werden beim Rezipienten hervorgerufen, die Seh- und Denkgewohnheiten infrage stellen. Die Skulptur

führt uns die Erstarrung und damit ein verstörendes Denkbild, die Totenstarre, vor Augen. Mit einem Eingriff, der für den Aussagegehalt von großer Bedeutung ist, löst Beuys den ersten Eindruck, die Assoziation mit einer apokalyptischen Prophezeiung, auf. Am Kopf jedes Steines hat der Künstler eine kegelförmige Bohrung durchgeführt, sodass eine Art Stöpsel entstand, der mit Filz und Lehm ummantelt wieder in den Stein gesteckt worden war. Mittels dieses Eingriffes versieht Beuys die versteinerten Körper mit Möglichkeiten, die in Angriff zu nehmen dem Gedankenspiel des Rezipienten obliegt. Denkbar wird das Beleben des Brocken, indem man den Stöpsel herauszieht.

Allein der Gedanke an Entweichen erweicht bereits die starre Form.

3. Kunst und Gesellschaft: Ein Blick voraus

Von einem Ökonomen und Visionär, der Regierungen berät

Den größten Teil der Geschichte lebte die Menschheit im Einklang mit den Rhythmen der Planeten. Mit der energetischen Nutzung fossiler Brennstoffe der Ersten und Zweiten Industriellen Revolution hat der Mensch sich außerhalb der Periodizität der Erde gestellt.

In dieser prekären Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, gibt der weltweit bekannte US-Ökonom und Visionär Jeremy Rifkin mit seinen zeitkritischen Büchern unverzichtbare Wegweiser für die Zukunft der Wirtschaft an die Hand. Im Vergleich zu früher, sagt Rifkin, besteht die entscheidende Aufgabe, vor der die Menschheit heute steht, darin, das Marktkapital und das öffentliche Vermögen, in erster Linie das soziale Kapital der

Den Begriff »Kunst« füllte Beuys mit seiner »Plastischen Theorie«, wonach die Gedankenbildung bereits ein plastischer Vorgang ist. Aus der Überzeugung, dass »es nur mit der Kunst geht«, entwickelte er den Begriff »Soziale Plastik« als gesellschaftlichen Gestaltungs- und Handlungszusammenhang.

Joseph Beuys gibt zum Mitspiel des Bürgers ein künstlerisches Statement ab:

»Die modernste Kunstdisziplin »Soziale Plastik«, »Soziale Architektur«, wird erst dann in vollkommener Weise in Erscheinung treten, wenn der letzte lebende Mensch auf dieser Erde zu einem Mitgestalter, einem Plastiker oder Architekten am sozialen Organismus geworden ist.«⁵

Menschheit, für die Vision einzusetzen, die Welt in eine Ökonomie der »Dritten Industriellen Revolution« (DIR) zu überführen und in eine kohlenstofffreie Ära. Als Berater mehrerer Regierungen lässt Rifkin die Zukunft nicht morgen beginnen. »Wir sind Schlafwandler«,⁶ so lauten Rifkins geflügelte Worte, womit er die Welt bereist, womit er aufrüttelt. Sein Buch mit dem Titel »Die Dritte Industrielle Revolution« handelt nicht von Prophezeiungen einer von metaphysischen Hoffnungen trunkenen Zukunft, sondern von einer verantwortungsvollen Veränderung, die alle Bereiche des menschlichen Lebens betrifft und an die geistigen und praktischen Fähigkeiten eines jeden appelliert, um ein verloren gegangenes Gleichgewicht in der Welt wiederherzustellen. Rifkin zeigt auf, dass wir

mittendrin sind. Heute erleben wir die Begegnung eines neuen Kommunikationsmediums mit einer neuen Energieordnung, die Anfänge der »Dritten Industriellen Revolution«. Saubere Energien, grüner Hausbau, Telekommunikation, Mikrostromerzeugung, dezentrale Netztechnologie, nachhaltige Chemie – die Entwicklung einer bemerkenswerten Reihe neuer Technologien, Produkte und Dienstleistungen lässt sich in einer Vielzahl von Bereichen beobachten.

Zwischen Brisanz und Relevanz
oder die Offstimme

Während der Arbeit für dieses Buch passierte einiges an Erfreulichem, was die Vertrauensgrundlage zwischenmenschlich stabilisierte. Es zeigte sich, dass auch Beiläufigkeiten, das im Augenwinkel Wahrgenommene, motivierten und das Gefühl, thematisch am Puls der Zeit zu sein, verstärkten. Ins Zeitalter der lateralen Zusammenarbeit und der »Sharing-Gesellschaft« fand ich mich Schritt für Schritt ein. Irritationen traten auch auf. Meistens wusste ich mir zu helfen, verfügte ich doch über einen großen Erfahrungsschatz im Umgang mit Menschen. Mensch unter Menschen, seitdem ich denken konnte, beschäftigte mich die Umsetzung.

Sehr spannend gestaltete sich die Periode mit Interviews. Für das Buch war ein aktuelles »Klangbild« zur Bedeutung von Nachhaltigkeit konzipiert. Das Material sollte authentisch sein. Ich hatte österreichische Nachhaltigkeitsexpertinnen und -experten kennengelernt, die bereit waren, ihre Stimme zu erheben. Eindeutige Anzeichen für ein gutes Gelingen waren gegeben. Selbstverständlich hatte ich Fragen formuliert, Termine gemacht, eine kleine Österrichtour zusammengestellt. Die Vorfreude auf die Ausführung war groß. Einstudierte Abläufe ging ich für den Ernstfall nochmals durch. Bei der Technik durfte nichts schiefgehen. Ich stand unter Erfolgsdruck. Meine Sinne waren

aufs Äußerste angespannt, die spontanen Äußerungen meiner Interviewpartnerinnen und -partner konnte ich kaum erwarten. Als sich Stimmen beim Abspielen des Aufnahmegerätes deutlich und klar als unterschiedliche Stellungnahmen zu schwieriger Problematik zu verstehen gaben, war ich mir sicher, das war der große Moment, darauf hatte ich gewartet. Mein bescheidenes technisches Equipment für Tonaufnahmen hatte mich nicht im Stich gelassen. Die jüngsten Beiträge konnten sich sehen lassen. Audioaufnahmen zum Thema »Nachhaltigkeit« reihten sich am Speicherplatz im Computer problemlos zwischen visuellen ein. Meine Freude war groß, die Verantwortung größer. Die Anspannung wollte sich nicht restlos auflösen.

Wissbegierig sein, neue Dinge erproben, von der einen Disziplin zu einer anderen wechseln, diese Einstellung hatte sich für die wissenschaftliche Arbeit als erträglich erwiesen. Im Grenzgebiet zwischen verschiedenen Disziplinen ließen sich die interessantesten Entdeckungen machen.

Um mich für den nächsten Anlauf mental vorzubereiten, rief ich die erzielten Ergebnisse im Kopf ab. Meine Gedanken kreisten um reale Begegnungen mit Menschen. Menschen, die sich in Weitsicht üben. Menschen, die sich dafür entschieden haben einen Richtungswechsel einzuschlagen. Menschen, die bereit sind, ihre Rolle in der Gesellschaft verantwortlich, das heißt im Sinne der klar erkennbaren Bedürfnisse der Welt im 21. Jahrhundert, auszufüllen. Menschen, die sich von der »Dritten Industriellen Revolution« einen Begriff gemacht haben und sich deklarieren. Menschen, die sich als Akteure der »Dritten Industriellen Revolution« zur Verfügung stellen. Menschen, die für Neues offen sind, sich ohne Masterpläne, ohne Drehbuch vernetzen. Menschen, die mit der Devise »Work in Progress« auf der Grundlage des Konzepts der »Corporate Social Responsibility« (CSR) Strategien entwickeln. Menschen, die ihre Geisteskräfte dazu verwenden, dass die »Sharing-Gesellschaft« aus der virtuellen in die reale Welt überspringt.

Meine Gedanken kreisten so lange um Menschen, bis der Zufall⁷ wieder zum Zug kam. Über eine Medienaussendung erfuhr ich von Jeremy Rifkins Österreichbesuch und von seinem Aufruf:

»Österreich täte gut daran, sich auf die heraufdämmernde »Dritte Industrielle Revolution« und die »Gratisgesellschaft« einzustellen.«⁸

Weg war die Freude. Niemand zu sehen. Niemand zu hören. Die News trafen mich vollkommen unvorbereitet. Erfuhr ich eine Sinnestäuschung? Auf Begegnungen der anderen Art war ich nicht eingestellt. Zuerst dachte ich, dass es sich um einen Rest von Spontaneität handeln könnte, so lange war es nicht her, dass ich Stimmen beim Gerät abgehört hatte. Im gleichen Augenblick stellte ich mir die bange Frage nach der Technik – Verstärker? –, wie nervös mich die Technik wirklich gemacht hatte, wusste ich nicht. Ich kannte mich nicht aus. Diese Frage verwarf ich dann so schnell, wie sie gekommen war, denn mit der wissenschaftlichen Linie verträgt sich Unsachliches nicht.

Dann fuhr mir der Schreck ein und während mir – Überraschungszug – einfiel, auf welches wesentliche Detail ich total vergessen hatte, ertappte ich mich dabei, eine Schlafwandlerin gewesen zu sein. Digitale Datensprünge hatten mich in Bereiche geführt, wo die Gefahr von Datensammelwut akut geworden war. Eilig holte ich das Versäumte nach, beendete die Periode mit Interviews, machte in Gedanken einen Strich und hielt einen *besonderen* Punkt, nach dem ich nie im Leben Ausschau gehalten hatte, fest. Etwas war mit mir geschehen. Die News hatten tiefen Eindruck auf mich gemacht. Mein Konzept, mein Fundus, mein Projekt, mehrmaliges Hin- und Herspulen im Kopf brachten nichts. Mich beschäftigte etwas, es war nicht die Vergesslichkeit, vielleicht eine eigene Art, auf jeden Fall war mein Interesse sehr groß, es nahm allmählich Besitz von meiner ganzen Person. Ob es sich um eine Gier handelte, wusste ich nicht. Es könnte auch etwas Ähnliches sein, musste

aber nicht zutreffen. Mich erstaunte das Übermaß, und immer mehr. Völlig ahnungslos war ich von einem zum anderen Augenblick besetzt von einem Bereich, der mich niemals interessiert hatte, wo mir der Durchblick eindeutig fehlte. Justament sollte der größte Fehler, mit dem ich nicht rechnen konnte, die interessanteste Entdeckung im Grenzgebiet zwischen den Disziplinen sein! Ich wunderte mich über die merkwürdigen Fragen. Ein kurzes Nickerchen könnte doch nicht Ursache sein? Was mit meiner Wissbegierde eigentlich los war, wollte ich die längste Zeit schon wissen. Faktum war die wissenschaftliche Linie. Meinen Ausgangspunkt kannte ich. Losgezogen war ich, um isolierte Initiativen zusammenzuführen. Die Möglichkeit für eine Geschichte musste geschaffen werden. Die Vision für die Zukunft brauchte ein Narrativ.

Erinnerungen an früher lösten sich, unwillkürlich, Zeiten der Einschüchterung. Was immer Gebot der Stunde war, ich musste meine Erinnerung auffrischen und den Kopf. Der Kopf war auch Faktum.

Es ratterte. »Die Dritte Industrielle Revolution«, ich rechnete ..., der Augenblick der Schwäche, ich rechnete ..., Jeremy Rifkin, ich rechnete ..., das Aha-Erlebnis der Extraklasse, ich rechnete ..., die Geisteswissenschaft, ich rechnete ... endlich Kunst. Auf Kunst konnte ich unmöglich vergessen. Die Kunst wurde immer auffälliger, die tanzte mir schon vor den geschlossenen Augen.

Die Zeitrechnung, steckte die?

Als die Situation mit der News auf der Kippe gestanden war – es hatte mich ja in der Projektphase voll erwischt –, ich weder Antwort noch Halt hatte, den Stärksten am dringendsten gebraucht hatte, da fasste ich mir kurzerhand ein Herz. Die Kunsthistorikerin, die von sich behaupten durfte, den Surrealismus im wirklichen Leben, irgendwo im Grenzgebiet zwischen Konzept und Realisierung, kennengelernt zu haben, war ich. Es freu-

te mich irgendwie. Dann war da noch ein Riegel gewesen, den ich nicht echt kannte, vielmehr spürte, den ich nicht vorschieben, vielmehr aufheben wollte für später. Als mir dann vor lauter Arbeit der Atem wegblieb, war ich schon enttäuscht. Ich hatte mir die Kombination anders vorgestellt, aber ich freute mich. Endlich Ende des Gedächtnisprotokolls. Endlich Ausbruch der Freude. Die Reserve war verbraucht, dafür hatte ich mir den Überraschungszug gemerkt.

Der *besondere* Punkt war nicht das Bemerkenswerte. Das Beibehalten erforderte Kenntnisse.

Beim Studium von Pflichtlektüre mit dem Titel »Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes«, hatte ich eine Lektion kennengelernt. Ich liebte das Buch des Gehirnforschers Eric Kandel. Was bei besonderen Punkten zu beachten sei, war mir zum Zeitpunkt der News einsichtig:

»Das Kurzzeitgedächtnis ins Langzeitgedächtnis umwandeln.«⁹

Genauer wusste ich nicht.

Dass die Lektion für die Wissenschaft bedeutend war, ahnte ich, für welche musste noch herausgefunden werden. Über das Lernen dachte ich nicht nach. Der Punkt im Kopf nahm mir die Entscheidung.

Das Besondere beschäftigte mich nicht mehr, hatte sich gesetzt, rührte sich nicht. Mich hatte auch niemand gefragt, ob ich bereit war. Das Gehirn speicherte von allein. Vom nächsten Anlauf war ebenso nicht mehr die Rede. »Gegenzug« hieß es fortan für mich. Meine wissenschaftlichen Ambitionen hatte ich stets konsequent verfolgt. Neuerdings war ich nur am Fortsetzen. Die Notwendigkeit bestand. Der kontinuierliche Prozess musste unbedingt in den Fokus. Auf das Risiko hin konzentrierte ich mich auf mein Ziel, auf Gefahr

war ich sensibilisiert. Mit oder ohne Punkt, das unabhängige Denken stand am Spiel und mein Fach! Das war der Unterschied.

Streng methodisch kümmerte ich mich um die brisante Frage nach der Bedeutung der Kunst in der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts weiter. Der Untersuchungsverlauf zeigte eine Konstante, die zur Motivation beitrug. Die Dokumentation war gesichert. Ich durfte weitere Überprüfungen getrost weglassen, die Technik den Technikern überlassen. Die Zeiten von moderner Desorientierung mit ständig drohender Gefahr waren spürbar vorbei. Auf dem warmen Weg der Wahrnehmung ging es Schritt für Schritt voran, ich machte Termine, traf mich mit Menschen. Die Überzeugungsarbeit nahm mich eine Spur mehr in Beschlag. Das eine Mal ging es um Ringen, das andere Mal ging es um Wiedererlangen und zwischendurch war es das Beste, was mir passieren konnte. Endlich Quelle. Ich liebäugelte mit Fragen, z. B.: Soll, kann oder darf die Kunst sinnstiftend wirken? Ich testete Fragen, z. B.: Welche Rolle soll und muss der Künstler in der Gesellschaft erfüllen? Der Punkt hielt auf Trab. Ich war viel unterwegs und schaute mir die Welt an.

Es gibt eine Werkschau, die mir vom Künstler persönlich, handsigniert, ausgehändigt wurde. Es handelt sich um einen schönen Druck, das Künstlerstatement ist gemeint, das gehört an dieser Stelle eingeschoben. Die Rede ist von Emmerich Weissenberger. Was der Künstler sagt, ist schriftliches Dokument:

»Ich meine, dass die Kunst immer eine Vorreiterrolle hat. Wenn sich ein gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Paradigmenwechsel abzeichnet, sind es die Künstler, die vor allen anderen darauf reagieren. Die Kunst ist wie ein Seismograph und wenn sie will, kann sie zukunftsweisend sein – sozusagen als Speerspitze jeder wichtigen neuen Entwicklung. Nachhaltigkeit geht uns alle an. Mir geht es um die künstlerische Intervention, die uns das sichtbar und begreifbar macht.«

Die Zeit verging. Wochenlang blieb die Konstante erhalten. Der Entwicklungsprozess verlief planmäßig. Ich war motiviert. Das Riegelgespür tauchte gelegentlich auf, beunruhigte mich nicht, mein Interesse war abgeflaut. Der Wunsch, den Riegel aufzuheben, war verschwunden, vielleicht entwischt in den Bereich, wo mir der Durchblick fehlte. Das eigenartige Gefühl blieb. Was es war, ob es ein Fehler war, wusste ich immer noch nicht, nicht richtig. Auf jeden Fall war etwas im Gange, was sich einer strikten Zuordnung entzog. Aus der Motivation heraus ließ ich die Gedächtnisübungen angesagt sein, aus der Sicht der Wissenschaft heraus überprüfte ich weitere Fragen. Aus Wochen wurden Monate. Auf einmal war der große Moment für die gewisse Frage, die meinen Geist so lange bewegt hatte, angebrochen.

Wie lassen sich utopische Entwürfe für die Gesellschaft mit der Kunst verbinden?

Weg. Auf Antrieb war ich bereit. Die alte Ordnung vergessen, auf meine Motivation verzichten, neue Fragen verfolgen, drei Antriebe genügten. Halt, dachte ich, bevor mir das Zeitgefühl völlig abhanden kam – die Art der Beschleunigung war mir längst aufgefallen –, hielt ich lieber aus. Der »Jetzt-erst-Recht-Effekt« gefiel mir zwar nicht, dafür funktionierte er. Ich sah. Das Bilddokument existierte! Die Transformation war geglückt. Mit eigenen Augen durfte ich den Beweis begutachten. Wen interessierte eine Antwort, ich war um keine verlegen. Das Zeichen, worauf ich gewartet hatte, war gegeben. Die Freude ließ mir keine Wahl. Doppelt freuen war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Freude kannte offensichtlich den Weg, verteilte sich im Ganzen.

Einst hatte ich eine Lektion gelernt, lange her, wie lange wusste ich nicht, dafür hatte ich mir einen Satz für eine bestimmte Situation gemerkt:

»Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.«

Wie lange hatte ich Ausschau gehalten? So plötzlich war das Zeichen für »Das Dritte Paradies« gar nicht aufgetaucht! Das Kunstwerk war bereits fertig, von der Künstlerin Nora Ruzsics extra für das Buch-Cover mit ausdrücklicher Genehmigung des Autors, Michelangelo Pistoletto¹⁰, Künstler und Kunsttheoretiker, gezeichnet worden. Als mir die Tragweite von dem, was umgesetzt worden war, bewusst wurde, war ich von der Idee überzeugter denn je. Mensch unter Menschen. In Teamarbeit gelangen Dinge, die ich allein nicht für möglich gehalten hatte.

Der Augenblick des Wiedersehens war gekommen. Die Überraschung – lauter lachende Menschen, die ich vom Sehen kannte – verwandelte die bestimmte Situation in ein unvergessliches Erlebnis. Eine Druckvorlage für alle Welt sichtbar in Händen zu halten, hinterließ ein großartiges Gefühl. Mit einem Schlag verringerte sich die Distanz zwischen Konzept und Realisierung prozentuell stark und verstärkte das Gespür, in die richtige Richtung unterwegs zu sein, um Prozente. Genau diese Stärkung brauchte ich, damit Förderliches an die Stelle von Aufregung trat. Dem Motivationsschub hielt ich gekonnt stand, denn den kannte ich bereits von früher: Auf das Buch schauen, ich musste zur Tagesordnung übergehen, ich wollte nicht anders, im Sinne der Verbreitung des Gedankenguts Wort halten, ich konnte nicht anders.

Tatsächlich brauchte es ein knappes halbes Jahr, bis der Punkt im Kopf mit der Wirklichkeit zur Deckung gebracht war.

Nun, ich hatte noch etwas zu erledigen, die Eingabe wartete auf mich.

Das eigenartige Gefühl musste endgültig verschwinden. Fehler oder fehlerhaft, nachgeben war Devise. Um herauszufinden was nach der »Schlafwandlerin« gewesen war, setzte ich die unterbrochene Reihe mit Eingeständnissen fort. Ich gestand meine Schwäche für Geistesgrößen ein.

Ich gestand meine stille Bewunderung für Vorbilder und Vordenker ein. Am liebsten hätte ich alles, was mir lieb und teuer war, für mich behalten, aber das gelang mir nicht, »immer« war weit gefehlt. Ich musste von Neuem beginnen. Meinen Sprachgebrauch wollte ich nie vorbringen, aber ein Wort zwang mich dazu. »Ja« konnte es nicht sein. »Ja« brannte mir zwar beim gespürten Appell auf der Zunge, aber ich hatte »Ja« logischerweise geschluckt. Das Wort »Präsenz« war es auch nicht. Zugegeben, der Konjunktiv war mir schon sehr unangenehm. Diese Möglichkeitsform der indirekten Rede, das »... täte gut daran ...« (siehe oben) als Schlagzeile, die verpasste Möglichkeit zu erfahren, während das »... täte gut daran ...« mich aus der Zeitung anstarrte. Alles zusammen war sehr aufregend und spannend gewesen. Zugegeben, die Schlagzeile hatte ich mir nur ein einziges Mal angeschaut, und das war es. »Präsenz« hatte mich – es stimmt – total verwirrt. Meine ging mir umso stärker ab, als sich die Mitvergangenheit in die Zukunft gebärdete. Vor lauter Eingeständnissen und Zugeständnissen fiel mir letztlich die Automatik auf.

Es rumorte im Wortschatz! Eckig ging es zu – wie der Balkon meiner Kindheit –, die Kante erkannte ich. Dafür hatte ich Unterstützung, wer hätte das gedacht? Stille, genau.

Das Wort »Ich« ertrug ich nicht, das unliebsame Wort hielt die Stellung. Da war die Tücke, die trug sich die ganze Zeit monatelang an. Was immer sich eventuell krümmte oder beugte, die Tücke mit Sicherheit nicht, die sorgte woanders permanent für Übereinstimmung, während die Konstante ein knappes halbes Jahr für das Sortieren benötigte. Mit dem Aus für die falsche Fährte blieb eine Behauptung im Ansatz stecken. Als ich schlussendlich entdeckte, was die Entdeckerfreude so weit getrieben hatte, kam die Wahrheit ans Licht. Eine falsche Annahme! Wer im Ernst glaubt, dass »Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar« ein jederzeit verfügbarer Satz ist, bekommt

früher oder später einen Stich. Der Stich hielt sich nicht zurück. Als »Österreich« eintraf mit der aktuellen News, dachte ich noch an »Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar«, und schon stach mir »Die Dritte Revolution« aus der Zeitung ins Auge.

Retten, was es zu retten gibt. Der wissenschaftliche Untersuchungsverlauf gab mir den Auftrag, extra hinzuhören brauchte ich nicht, »aktualisieren und noch einmal aktualisieren«, es klingelte auch so.

Mit der Suche nach »meinem« Satz wählte ich mich noch auf vertrautem Terrain. Mit einstudierter Verhaltensweise schaffte ich es, meine Konzentration aufrechtzuerhalten. Gedanken störten mich nicht. Ich blieb auf der Höhe. Kaum klammerte ich mich an »Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar«, zeigte mir der Satz erneut, dass er nicht zu haben war. Hektik drohte auszubrechen – viel fehlte nicht und ich war nicht mehr bei mir –, da fiel mir reflexartig »Künstler« ein. Wieder ein Wort! »Kunsttheoretiker« – abgesehen von der Störung wäre das Männliche peinlich gewesen – schaffte ich gerade noch zuzukommen, denn es gibt Theorien, die nicht unbedingt allgemein bekannt sein müssen, um in der Praxis als natürlich zu gelten.

Ganz gelang es mir nicht, Peinlichkeiten zu vermeiden, denn kaum rückte »Verfasser« nach, wurde es peinlich still. Ich hätte schwören können, dass die Theorie von einem Satz, der augenscheinlich keiner war, noch dazu ein Leitsatz mit Potenzial, Potenzial für lebendige Geschichte, bloß ein Vorwand war. Prompt kam es anders.

An dieser Stelle sei ordnungshalber so viel verraten: Würde in bestimmten Situationen nicht dichtgehalten werden, der Drang daraufzukommen wäre weg. Die Tücke ist immer da, aber nicht allein. Mein Verlangen aufzuklären steckte nicht nur in den Anlagen.

Dem Himmel sei Dank gab es die Konstante. Die Flachhaltung wurde intensiv betrieben. Eine beträchtliche Fläche war bereits zusammengekommen. Ganz nebenbei registrierte ich, wie weit sich die Stille ausgedehnt hatte. Zusammentreffen mit dem Holzweg brachten mein Inneres zum Beben. Bedeutungen aller Art schwirrten mir um den Kopf. »Bedeutungsschwanger« hielt ich in der Zwischenzeit für keinen zutreffenden Begriff für das 21. Jahrhundert. »Demut« konnte es nicht sein.

Wie die Wolken aus meiner Kindheit ließ ich Worte weiterziehen, bis ein Wort, nach dem ich die ganze Zeit Ausschau hielt, aufschien. »Wie eine Wolke«, dachte ich, wenn es soweit war und mich die Sonne anlachte. Jedes Mal hätte ich – wissend, dass mein Motiv gerade weiterzog – gerne erfahren, was auf mich wartete: Geduld, wieder keine Ungeduld.

Tatsächlich wollte ich nur meinen Einsatz bringen und mit dem Buch das Versprechen an mich selbst endgültig einlösen.

Vorausgesetzt der Fall trifft zu, dass es echt peinlich werden könnte – so hatte ich es mit mir ausgemacht –, dann bin ich bereit, meine teuerste Erinnerung preiszugeben, dann gebe ich mich als Schülerin zu erkennen, die fasziniert von der Geisteswissenschaft in der Schule ein- und ausgeht, dann wähle ich den Ausgang, den nur ich kenne, dann verweise ich auf Kandels »archimedischen Punkt« und breche mein Wort.

Kandel erklärt eine neue Sicht auf uns selbst im Kontext der biologischen Evolution:

»Da die Biologie des Geistes so weitreichende Bedeutung für das individuelle und gesellschaftliche Wohlergehen hat, ist sich die wissenschaftliche Gemeinschaft heute weitgehend einig, dass die Biologie des Geistes für das 21. Jahrhundert die Rolle spielen wird, die im zwanzigsten Jahrhundert die Biologie des Gens spielte.«¹¹

Im Fall des Falles – klar – beende ich das Gedankenexperiment – unmöglich darauf zu vergessen – und lasse Enervierendes auf mich zukommen. Freigabe. Reihenfolge muss sein.

Für den großen Moment, eine allgemeine Bekanntgabe, bin ich bereit, dem Reiz des Neuen zu widerstehen:

Paul Klee, Künstler und Kunsttheoretiker, ist der Name des Verfassers der Schrift »Die schöpferische Konfession« von 1920. »Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar« ist der erste Satz der Schrift.¹² Der Name Paul Klee ist untrennbar verbunden mit jenen Bestrebungen in der Kunst, die sich, wie oben ausgeführt, als Sternstunde ins Gedächtnis nachfolgender Künstlergenerationen eingebrannt haben.

Weg. Das eigenartige Gefühl war weg. Kurz vor dem Signal trat die Richtigstellung auf den Plan.

Auf Momente wie diese, so ganz spezielle, so etwas wie Warten auf das Notwendige, bin ich eingestellt: Das Rad der Zeit ernst nehmen. Die Perspektivenwechsel in Richtung Zukunft bringen. Den Punkt mit höchster Priorität anvisieren. Bis zum Anschlag drehen. Die News »News« sein lassen. Sich auf die Symbolkraft von Bildern verlassen.

Leider ließ sich die größte Irritation nicht lösen. Es gibt nun mal Situationen im Leben, in denen man nicht auf der Grundlage gesicherter Fakten entscheiden kann. Letztlich muss man seinem Unbewussten trauen, seinem kreativen Impuls folgen. Das ist es, was man z. B. von Vordenkern lernt. In diesem Sinne, gerade aus oder belegt, es wird gelüftet:

»Die Dritte Revolution« und »Das Dritte Paradies« bedingen sich gegenseitig.

Dass mein Satz eigenwilliger ausfallen würde als ursprünglich gedacht (am Anfang dachte ich an »Bedarf«), war mir bekannt. Dass mein Satz von

der Innigkeit so lange festgehalten werden sollte, bis zur völlig vollzogenen Transformation, war mir neu. Hauptsache, es gibt Neues. Hauptsache, der Punkt war ausschlaggebend und lässt Hauptsächliches durch. Hauptsache, es gibt Platz. Hauptsache,

es wurde reserviert. Hauptsache, der Beitrag vom Leben bekommt einen.

Die Freude über die Verbindung von Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft war einmalig.

II VON DER ZWEITEN ZUR DRITTEN INDUSTRIELLEN REVOLUTION Ans Wabl

1. Eine kulturgeschichtliche Annäherung

In seinen philosophischen Schriften widmete sich Jean Guittou der Frage nach dem Verhältnis von Zeit und Ewigkeit, von Geschichte, ihrer Entwicklung und ihrer Bestimmung.

So meinte er, dass all unsere politischen Experimente als Rekonstruktionen des Garten Eden zu betrachten seien.

Die Geschichte der Menschheit führt uns Beispiele großer Kulturen, die untergegangen sind, vielversprechende gesellschaftliche Experimente, die gescheitert sind, Zukunftsvisionen, die nie das Licht der Welt erblickt haben, in großer Zahl vor Augen.

Der Kampf zwischen der mittelalterlichen Kirche und der aufkommenden bürgerlichen Klasse von Kaufleuten und Handwerkern prägt als dramatisches Gefecht um die Wahrheit von verschiedenen ausgerichteten Zukunftsszenarien das Geschichtsbild.

Die Zeit zu benutzen, um das eigene Schicksal oder das Wohl der Gesellschaft zu verbessern, kam für den frommen Christen nicht infrage. Im mittelalterlichen Europa hatte die Kirche eine fixe Ordnung für das Funktionieren des sozialen Lebens aufgestellt, und zwar in jeder Hinsicht, sodass Veränderung kaum möglich war. Indem alle himmlischen Bestrebungen gepriesen und alle rein weltlichen Bestrebungen schwarz gemalt wurden – solche, die drohten, die wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Landschaft zu verändern im Speziellen –, formalisierte die Kirche das jenseitige Zukunftsbild.

In der von der Kirche veröffentlichten Liste verbotener und ehrloser Berufe führte der Kaufmannsstand weit vor allen Berufen, die als unrecht, unrein, den »Wegen des Fleisches« zugehörig, also als unannehmbar galten. Der Kaufmannsstand wurde schlichtweg verachtet.¹³

Für die Kaufleute jedoch war Zeit alles. Ihr Erfolg oder Misserfolg hing in erster Linie davon ab, ob sie in der Lage waren, die Zeit zu ihrem Vorteil zu nutzen. Die Kaufleute meinten, »Zeit ist Geld«, die Kirche behauptete, »Zeit ist eine Gottesgabe und kann nicht verkauft werden.« Für die Kirche markierte die Zeit kurz gesagt den Übergang von dieser in die nächste Welt. Für Kaufleute war Zeit ein Hilfsmittel, um hauptsächlich die Interessen des Mammons zu fördern.

Viele Faktoren und eine Reihe von Ereignissen – z. B. Schwarze Pest, Landflucht der Bevölkerung – wirkten bei der Umformung der europäischen Kultur zwischen dem 13. und dem 17. Jahrhundert zusammen. Die Erschütterung von traditionellen Lebensmustern löste bei den Menschen Spannungen aus, auf welche die Kirche keine Antwort parat hatte.

So verzehrte den europäischen Menschen mehr und mehr die Furcht vor der Zukunft, da er von seinen Aussichten auf dieser Welt oder von seiner Unsterblichkeit im Jenseits nicht mehr überzeugt sein konnte. Not und Existenzängste führten dazu, dass sich bei den Bürgern die Idee verstärkte, man könne die Zukunft durch die adäquate Nutzung der Zeit sichern.

RIFKIN, Jeremy Access. Das Verschwinden des Eigentums, Frankfurt am Main 2007.

RIFKIN, Jeremy Die Dritte Industrielle Revolution, Frankfurt am Main 2014.

SCHWEMMER, Oswald Das Neue und das Andere. Zum Verhältnis von Kontingenz und Kreativität, in: Der Mensch – ein kreatives Wesen? Kunst-Technik-Innovation, Hg. H. Schmidinger, Darmstadt 2008.

SHIVA, Vandana Van eco-apartheid naar aardse democratie, in: Ja Natuurlijk, hoe kunst de wereld redt, Ausst.-Kat., Hg. Stichting Niet Normaal/Barbara van Kooij, nai010 uitgevers, Rotterdam 2013.

WEIBEL, Peter Vorwort, in: Michelangelo Pistoletto/Franz West, LABOR/IN ARBEIT, Ausst.-Kat., Neue Galerie am Landesmuseum Joanneum, Hg. Gesellschaft der Freunde der Neuen Galerie, Graz 1994.

Quellen: Persönliche Gespräche; E-Mailverkehr; zur Verfügung gestellte Daten und Dokumente; Künstlerwebsites.

Copyright für das gesamte Bildmaterial mit Erlaubnis der Künstlerinnen und Künstler.

Die vorliegende Publikation wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch:



Mag. Hermine Hackl
Generalsekretärin der Kooperationsplattform
FORST HOLZ PAPIER

Impressum

Herausgeberin: Ans Wabl



Copyrights

© edition keiper, Graz 2015

1. Auflage Juni 2015

Die Fotorechte liegen – sofern nicht anders angegeben – bei den Künstlerinnen und Künstlern.

Lektorat, Layout, Design, Satz: textzentrum graz

Übersetzung Niederländisch: Ans Wabl

Übersetzung Englisch: Kristof Wabl

Coverentwurf: Ans Wabl

Covergestaltung: Nora Ruzsics

Covermotive: »FranzRosa« von Emmerich Weissenberger

»Das Dritte Paradies« von Michelangelo Pistoletto

»Das Segel« von Nora Ruzsics

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Rundfunksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Weg und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-902901-73-6

